



Eine Erzählung aus alten Tagen.

Abgesehen davon, daß es hier im Winter ziemlich kalt und Reif, ja selbst Frost, keine Seltenheit ist, so werden auch unsere Christen infolge des Tragens von Kleidern noch empfindlicher für Kälte. Die heidnischen Käffern sind als Naturmenschen vielfach abgehärteter. Ueberdies müssen unsere Leute auch an kalten Tagen früh aufstehen, schon wegen der hl. Messe und Katechese, und zur Arbeit gehen, — wir können sie doch nicht tage- oder wochenlang ein Lungerleben führen lassen, — während die Heiden in ihren Hütten bleiben, sich ein Feuerchen anmachen und erst herauskriechen, wenn die Sonne ihnen den Rücken hübsch warm beheizt. Uebrigens verursachen die meist großen Temperaturunterschiede an ein und demselben Tage den Kindern in ihren dünnen Stattunkleidchen manche Erkältungen. Bittere Kälte abends, in der Nacht und in den Vormittagsstunden bis 10 oder 11 Uhr, und dann mildes und angenehmes Frühlings- oder gar Sommerwetter bis 4 oder 5 Uhr nachmittags ist nichts Ungewöhnliches. Wie mancher bössartiger Anfall von Influenza, Husten, Lungenentzündung usw. mag auf daß Fehlen dieser Winterjacken zurückzuführen sein! Die meisten kaufen sich zwar, wenn sie diese Ausgabe eben erschwingen können, einen billigen, groben Shawl, den sie besonders in der Kirche oder bei ruhigem Sitzen umhängen, aber bei der Arbeit würde er ihnen nur hinderlich sein und auch zu schnell verschleien. Jedenfalls ist es ein gutes Werk, den armen Mädchen und Weibern in Czenstochau oder auf anderen kalten Stationen Winterjacken zu schicken. Das heißt ja in Wahrheit, die armen Glieder Christi bekleiden. Herzlicher Dank und inniges Gebet für die hochherzigen Spender würden nicht ausbleiben.

Doch zurück zu den frierenden Weiblein am langen Tisch! Sie meinten, diesen auffallenden Regen im Winter hätte gewiß der „Stern“ gebracht. Und diesmal hatten sie recht, denn die Astronomen hatten als Abschiedsgabe des Kometen schlechtes Wetter prophezeit.

So will denn auch ich Abschied vom Kometen nehmen. Er hat manches auf dem Gewissen, aber doch auch viel Gutes getan unter unseren Schwarzen, so daß man im Namen der jetzigen allerkleinsten schwarzen Weltbürger, die ihn als Greise oder Greifinnen noch einmal sehen werden, ihm immerhin zuruften darf:

„Auf fröhliches Wiedersehen im Jahre 1986!“

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Schluß)

Sanft legte ich den Entseelen auf die Erde nieder. O, wie wurde mir das Herz so schwer, als ich in das blaue, kalte Angesicht meines lieben, guten Inkosi sah! — Ach, für immer war der Geist von ihm entflohen! Das starke Herz hatte aufgehört zu schlagen, und nie mehr sollte ich den Helden an der Spitze der Amapondo-Männer reiten sehen! Nie mehr sollte sein mächtiges Schwert saujend durch die Lüfte zischen und sich Bahn brechen durch die feindlichen Zulu-Scharen!

Ich bin jetzt ein alter Mann, aber glaubt mir, zur Stunde noch wird mein Herz traurig, wenn ich Ngokwennhamas gedenke, so wie es mit Kummer erfüllt war vor langen, langen Jahren, da ich auf dem Scheitel des Impetjne-Berges stand und auf meinen großen, weißen Inkosi niedersah, wie er so dalag, kalt und still. — —

Müde und frank am Herzen warf ich einen Blick auf meine Umgebung, die schweigend um die Leiche herumstand. Es lebten von uns kaum noch 40 Mann,

und auch von diesen waren die meisten gar übel zu gerichtet. Weiber und Kinder aber, die bei uns weilten, waren es ungefähr ebenso viel.

Drunten in der Tiefe aber zogen sich mächtige Rauchwolken über das Tal hin. Die Zulus waren wieder eifrig daran, die Höhle auszuräuchern, so wie man ein Wespennest ausräuchert. Da jedoch die herzlose Tat geraume Zeit in Anspruch nahm, führten sie inzwischen mit einigen Regimentern Kriegsstände auf, sangen jubelnd ein Siegeslied und spotteten über die Amapodos. Jeden Augenblick erwarteten wir, sie würden neuerdings den Berg stürmen. Wer hätte ihnen jetzt Widerstand geleistet? Kein Mensch. Wir waren nur noch eine Handvoll, und Ngokwennhamas, Ifikova und die anderen Schläs und Indunas, sie, die Helden von hundert Schlachten, waren tot. Es war kein Löwenherz mehr da, die Krieger zum Kampfe anzuspornen.

Doch die Zulus kamen nicht; sie richteten all ihr Augenmerk ausschließlich auf die Höhle. „Wir wollen warten,“ schrieen sie, „bis die Kaninchen alle tot sind; dann können wir sie mit Muße zählen.“ — Sobald der Rauch sich hinreichend gelegt hatte, räumten die Zulus die glühende Asche vom Eingang der Höhle hinweg und zugleich die verfrohlten Überreste vieler Menschen, die sich in dem verzweifelten Versuche, dem erstickenden Rauche zu entgehen, am Eingang der Höhle zusammengedrängt hatten.

Stürmische Ausrufe der Freude und der Verwunderung erfüllten das ganze Tal, als die Zulus den überreichen Vorrat von Mais und sonstigen Feldfrüchten in der geräumigen Höhle erblickten. Sofort wurden mehrere Ochsen geschlachtet und Utishwala herbeigeholt. Die Zulus setzten sich nieder und taten sich gütlich bei der üppigen Mahlzeit. Wir auf der Bergeshöhe aber verbrachten einen langen Tag unter Schmerz, Betrübnis und Hunger.

Gegen Abend kam eine Abteilung von Tschakas Kriegsleuten ins Lager und brachte Tausende halberwachsener Mädchen im Alter von etwa 14—16 Jahren, lauter Gefangene, aus all den unzähligen Kraals, die Tschaka „aufgerufen“. Diese Mädchen wurden mit dem erbeuteten Mais und dem Amabale beladen und zogen, die Last auf dem Kopfe tragend, in langer Reihe damit ab. Das Heer aber blieb im Tale liegen und machte keinen weiteren Versuch, den Felsenpfad zu erklimmen. Es war dies auch nicht nötig, denn sie hatten den Zweck ihres Kriegszuges erreicht.

Während der Nacht fiel, was in diesen Bergen öfters vorkommt, Schnee, und mancher von unseren Verwundeten starb infolge der Kälte und vollständigen Erschöpfung. — Als wir am Morgen ins Tal hinabstiegen, war alles still. Kein Zulu war mehr zu erblicken und wären nicht die Haufen von Leichen dagelegen, so hätte man glauben können, es sei nie ein Feind in der Nähe gewesen. Von Hunger und Kälte gepeinigt, stiegen wir langsam, einer hinter dem andern, ins Tal hinab. Todesstille ringsum, als wir das Tal durchschritten. Keiner von uns wagte ein Wort zu reden, denn wir wandelten zwischen den Toten.

So kamen wir zur Höhle. Ich mag gar nicht sagen, was wir dort gefunden. Ach die armen Kinder und Frauen! Sie lagen an allen Ecken und Enden tot umher, doch ohne eine Spur von Verletzung. Ich hatte ein Gefühl, als würden sie sich jeden Augenblick erheben und sich uns anschließen; doch sie waren und blieben tot für immer. —

Auf dem Boden lagen zerstreute Maiskörner umher. Ich sammelte eine Handvoll davon und begann sie zu kauen. Siehe, da kommt ein Weib mit einem Kinde auf dem Rücken zur Höhle herein. Sie war eine junge, hübsche Person, das Weib eines Pondo-Häuptlings. Mit schwacher Stimme redete sie mich an und bittet um etwas Nahrung, meist des armen Kindes wegen, denn sie ist zu schwach, es zu ernähren. Ich gebe ihr eine Handvoll Maiskörner, doch sie kann sie nicht mehr kauen. Das Kind weint und die Mutter ist ratlos, ihm zu helfen. Da fallen mir die Pferde ein, welche Tags zuvor die Zulus erschlagen. Ich winkte dem Weibe, mir zu folgen. Wir kommen zum Vieh kraal, in dessen Nähe tote Pferde in Menge liegen. Von einem derselben schneide ich ein großes Stück ab und gebe es der Mutter; dann ein klei-

zeit. Uebrigens ist deine Art mir genug und ich hoffe, du wirst mich damit jedem Feind gegenüber beschützen."

Die Antwort genügte mir. Hätte nicht die Trauer um meine Infosie an meinem Herzen gefressen, ich hätte laut aufjubeln mögen. Rasch trat ich auf einen Trupp unserer Leute zu, unter welchen sich ein alter Kehla befand. Ich wendete mich an ihn mit den Worten:

"Nkosie, dieses Weib ist die Witwe des Häuptlings Mehla, eines Pondo Kriegers, der gestern im Kampfe gefallen. Der Mann ist tot, sein Kraal ist verschwunden, ich aber will seine Witwe zum Weibe nehmen."

"Du, wie du für gut findest," entgegnete der Alte, "Uebrigens dürftest du Mühe haben, für deinen eigenen Magen etwas zu finden; wie kannst du jetzt noch Weib



Gritz überlegt sich's noch.

nes fürs Baby. Der wackere Kleine saugt gierig an seinem Stück und auch ich und das Weib begannen zu essen.

Nach einer Weile erzählte sie mir von ihrem Leben zu Hause, von dem großen, stark bevölkerten Kraal, in dem sie gewohnt und von den 60 Stück Ochsen, die Mehla, ihr Mann, bei der Training für sie gegeben.

"Wo ist dein Mann jetzt?" fragte ich die junge Frau.

"Ich sah ihn zuletzt auf dem Felswege dort", erwiderte sie, "gerade bevor wir die Steine und Felsblöcke auf die Zulus herabrollten."

"Dann ist er tot!"

"Ich fürchte das auch", erwiderte traurig das Weib.

Die Person war groß und schlank und hatte ein sehr einnehmendes Aussehen. Sofort schlug mein Herz der Verlassenen entgegen; ohne viele Umschweife stellte ich an sie die Frage:

"Willst du mein Weib sein? Ich habe zwar nichts, als diese Art und etwa den einen oder anderen Assegai, den ich gelegentlich vom Boden aufslese."

Da sah mir die Frau voll und tief ins Auge und sprach: "Du scheinst es sehr eilig zu haben mit der Hoch-

zeit und Kind ernähren, nachdem die Zulus das ganze Land ausgeföhrt wie eine verlassene Zinne?"

"Baba, 'Infosie'!" rief ich und machte dem Kehla meine Ehrenbezeugung. Ich hatte auf gesetzmäßige Weise eine junge hübsche Frau bekommen und das genügte mir. Wegen der Nahrung machte ich mir keine Sorgen. Hatten die Zulus auch alles Vieh und Getreide mit sich genommen, so gab es in den Wäldern immerhin noch zahlreiches Wild und damit konnte ich, der geschickte Jäger, recht wohl mich und die lieben Meinginen ernähren.

Schon in der nächsten Stunde ging ich auf die Jagd. Ich stieg zunächst zum Engpaß hinunter und schlug mich in die Büsche. Es war so still und einsam in dem großen, fühlenden Walde. Die riesig hohen Bäume, von denen manche bis zu 200 Fuß gen Himmel ragten, zeichneten auf den Boden die sonderbarsten Schatten. Dazwischen quoll das Licht durch Blätter und Astwerk und malte goldene Flecken ins grüne Moos.

Ich kletterte an einem großen Gelbholzbaum hinauf, konnte aber nichts erblicken, als das Gewoge der Baumkronen, die sanft vom Winde geschaukelt wurden.

Schon wollte ich wieder langsam heruntersteigen, als mich ein Rascheln im Busche bewog, wieder innezuhalten. — Eine prächtige Rehfuh kam trippelnd dahin. Ihre feinen Naienflügel zuckten und die großen braunen Augen sahen gespannt in die Ferne, während das durch die Blätter fallende Sonnenlicht auf das rotbraune Fell die merkwürdigsten Figuren malte. Ich hielt mich mit der linken am Baum und schleuderte mit der Rechten meinen Aßegai. — Das scharfe Eisen drang dem Tiere gerade zwischen den Schultern tief ins Genid! Es sprang in die Höhe, rannte noch einige Schritte und brach dann leblos zusammen. Ich weidete es aus und barg die kostbare Beute an einem sicheren Orte. Dann eilte ich zum Lagerplatz zurück und meldete meinem Weibe, ich hätte ein gutes Wildtier in einer Höhle bereit, sie möge mit ihrem Kinde kommen.

Da gab's kein Zögern! Sie eilte in ihre ehemalige Hütte zurück, machte aus den wenigen Gegenständen, die ihr geblieben, ein Bündel zurecht, legte es auf den Kopf, band ihr Kind auf den Rücken und folgte mir zur Höhle im Walde. Bald brannte daselbst ein lustiges Feuerchen; wir aßen und waren zusammen so glücklich, wie wir es schon lange nicht mehr gewesen. „Inzitwa“, flüsterte mir die Frau zu, „ich bleibe bei dir; ich verlasse dich nicht, und gingeest du bis an die äußersten Grenzen der Erde!“

„Das ist schön von dir,“ entgegnete ich, „und auch ich will bei dir bleiben, will für dich sorgen und werde dich zu beschützen wissen in jeder Gefahr!“

Dann sammelten wir Gras und machten uns die Höhle recht wohnlich. Den Rest des Fleisches hing ich hoch oben auf einem Baum auf, so daß kein Raubtier dazu gelangen konnte, um den Eingang der Höhle aber machte ich eine schützende Dornenhedge.

Als die Nacht hereinbrach, sagte ich zu Aulazi, meiner Frau: „Ich muß nun gehen und Ngokwennhama, meinen Akoji, begraben.“ Sie bat, mich begleiten zu dürfen, und so wanderten wir zusammen dem Lagerplatz zu, wo sich uns einige Insizwas anschlossen.

Zum letztenmale stiegen wir den steilen, blutbesledeten Fußpfad empor und begruben sodann auf der Höhe Ngokwennhama, den tapfersten der Männer, die ich je kennen gelernt habe. Wir gaben ihm sein Schwert in die Hand und legten ihn so, daß er mit dem Angesichte gegen das Zululand gewendet war, als halte er und sein schirmender Schutzgeist noch immer Wache gegen die Zulus. Bevor ich ihn begrub, nahm ich das Kreuzchen zu mir, das er mir sterbend vermacht hatte, und ich habe es seitdem geureulich bewahrt.

Wir stiegen sodann den schmalen Fußpfad wieder hinab und verließen das Tal auf immer. Ich habe Ngokwennhamas Grab nicht wieder gesehen. Einige Jahre lebte ich mit meinem Weibe am Impetne und Zulusberg. Wir lebten glücklich und hatten Söhne, die zu kräftigen Jungen heranwuchsen.

Später hörte ich von weißen Männern, die in Tefwan (Durban) wohnten. Ich gedachte Ngokwennhamas, zog dorthin und verband mich mit ihnen. In den folgenden Jahren nahm ich Teil an den Kriegen gegen die Amakosu: u. Zhen, Biggar und u. Careh.

* * *

Der alte Mann hatte seine Erzählung beendet. Wie im Traum nahm er mechanisch eine Prise Tabak. Das Feuer, das ihn soeben noch bei der Erinnerung an die großen Tage der Vorzeit belebt hatte, war erloschen, und er war wieder ein alter zitternder Greis von 100 Jahren.

„Hast du noch das silberne Kreuz?“ fragten wir ihn. „Jebo, 'Afos, ja, mein Herr,“ entgegnete der Alte, stöhnte in seiner Tasche umher und brachte es zum Vorschein. Es war in der Tat, wie wir vermutet hatten, das „Kreuz der französischen Ehrenlegion.“

Wer Ngokwennhama eigentlich war, wird kein Mensch je erfahren können. Wahrscheinlich ein französischer Kürassier. Welches Schicksal ihn aber ins Pondoland verschlug, um da im Kampfe für ein fremdes Volk zu sterben, bleibt ein Geheimnis. Er nahm es mit sich ins Grab droben auf der Höhe des Impetne-Berges.

Tod und Begräbnis bei den Kaffern.

„Unser stolzes Leben ist oft nur ein verlängertes Sterben. Der Mensch gräbt sein Grab, während sein Auge tränkt in bitterem Leid. Des Menschen Brust ist oft von bangem Schrecken durchwühlt und stark vor Furcht, dennoch zögert er ängstlich des Lebens flüchtige Stunden.“ Matthieu Arnold.

Im Gefühl und Ideenkreis der Schwarzen ist der Tod buchstäblich der König der Schrecken. Wenn es irgend einen Gegenstand gibt, über den sie nicht gerne reden, so ist es das Sterben, und jeder, der davon zu sprechen beginnt, wird ein lästiger Gast. Kein Wunder, gibt es doch selbst unter den christlichen Europäern nur wenige, die dem Sensenmann mit Gleichmut entgegntreten; mit Freuden tut es unter Tausend kaum einer.

Dem Schwarzen aber ist der Tod derart der „schrecklichste der Schrecken“, daß er vielfach eine Person im Stiche läßt, wenn sie nur dem Tode nahe kommt, und zwar sogar die besten Freunde und nächsten Angehörigen; denn mit dem Tod und seinem Anhang will er absolut nichts zu schaffen haben. In früherer Zeit schaffte man jede Person, die dem Tode nahe war, mit Ausnahme des Häuptlings und sonstiger hochstehender Personen, hinaus in den nächsten Busch. Hier konnten sie sterben und ihre leibliche Hülle den Ghänen zum Fraße überlassen.

Ein Häuptling indes durfte, wie gesagt, in seiner Hütte sterben und wurde auch anständig begraben. Nördlich vom Sambesi ist es heute noch Brauch, einen verstorbenen Häuptling auf dem Gipfel des höchsten Berges auszusezen. Weiter südlich begrub man ihn in stehender Leibeshaltung, und zwar so, daß der Kopf noch aus dem Boden herausschaut. Das Grab wurde dann sorgfältig beschützt und bewacht. Den Wächtern wurde eigenes Vieh zugeteilt, und sowohl sie, wie ihre Tiere wurden als Wesen höherer Ordnung angesehen. Sie hatten Privilegien für Lebenszeit und wurden kaum je bestraft, wenn sie sich ein Vergehen zuschulden kommen ließen; das Vieh aber galt als Eigentum des Verstorbenen.

In alter Zeit wurden, wenn ein großer Häuptling starb, gewöhnlich viele seiner Weiber samt einer großen Anzahl Vieh getötet. Sie sollten dem Toten als Gefolge in der anderen Welt dienen und seine Bedürfnisse befriedigen.

Ist ein Häuptling dem Tode nahe, so besuchen ihn die berühmtesten Doktoren des ganzen Distriktes; nicht selten pflanzen sie sich zu gleicher Zeit zehn Mann hoch vor der Hütte auf. Es sind kundige Männer, und ihre Medizinen lassen an Narrität nichts zu wünschen übrig; ihre Wirksamkeit versteht sich von selbst. Da gibt ihm der erste dieser Aeskulapsöhne pulverisierte Tigerhaare, angemacht mit Löwenblut; der zweite einen zerriebenen Aßenzahn mit gerösteten Eidechsen und etwas Schlangenhaut, der Dritte attackiert den Dulder mit einem Präparat aus Leopardenklauen, Krokodilsgalle und den